

THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang

– Juni 2023 –

Dalferth, Ingolf: Die Krise der öffentlichen Vernunft. Über Demokratie, Urteilskraft und Gott. – Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2022. 336 S., geb. € 25,00
ISBN: 978-3-374-07056-5

Diese Studie setzt sich mit der Begründung deliberativer Demokratie auseinander. Sie will diese nicht theol. legitimieren, sondern die Demokratie als humane Form der Selbstorganisation begreifen. Gleichzeitig ist die Frage, welche Rolle die Gottesrede bei diesem Zugriff leisten soll, leitend. Dass Theol. ein öffentliches und alle betreffendes Thema habe, nämlich Gottes Wirken in unserer Wirklichkeit, bedeutet für Ingolf Dalferth, dass sie sich im Sinne der Öffentlichkeit zu Wort melden müsse.

Insgesamt stellt der Bd. eine Auseinandersetzung mit Jürgen Habermas und dessen Begriff deliberativer Demokratie dar. Dieser bildet die rahmende Gegenposition (7, 287). Habermas setzt sich v. a. seit den Terrorattacken vom 11.09.2001 mit der Rolle der Religion in der Öffentlichkeit auseinander und spricht ihr eine genealogische Bedeutung zu, deren ethischer Gehalt aber in säkulare Form übersetzt werden muss. Für D. ist diese Position in mehrfacher Hinsicht kritikwürdig.

Die leitende Zeitdiagnose des Werkes ist zunächst *mit* Habermas eine Krisenbeschreibung auf mehreren Ebenen. Es sei dringend erforderlich, dass die Gesellschaft der Einzelnen sich gemeinsame Bezugspunkte gebe und nicht in eine ochlotische Masse verkomme. *Gegen* Habermas wird eingewandt, dass sowohl der Öffentlichkeits- wie auch der Zivilgesellschaftsbegriff undifferenziert und funktionalistisch in politischer Absicht eingesetzt werden. Dagegen werden mit Schleiermacher die „Organisationsvielfalt“ moderner Gesellschaften differenziert erfasst und die fundamentalen Aufgaben im Zusammenleben der Menschen in ihrer wechselseitigen Bezogenheit, aber Unterschiedenheit beschrieben (100).

D. setzt sich aus dieser Perspektive der Vielfalt der komplementären Aufgaben im nächsten Schritt mit den wesentlichen Spielarten der öffentlichen Vernunft auseinander. Dabei kritisiert er das liberalistische Modell, welches die religiösen Geltungsansprüche im öffentlichen Raum begrenzen will. Er bietet einen argumentativ gefassten Überblick über die verschiedenen Einwände gegen dieses Modell. In der Tat sind von kommunitaristisch geprägten Denker:innen in den letzten Jahrzehnten gegenüber Habermas und Rawls wesentliche Einwände formuliert worden. So stellt D. heraus, dass es kaum fair und demokratisch sei, wenn religiöse Menschen ihre wesentlichen Bezugspunkte im öffentlichen Diskurs außenvorlassen müssten. Damit werde die kritische Frage nach der Vernunft religiöser Überzeugungen und die Arbeit an ihren Wurzeln dem öffentlichen Interesse und dem Diskurs entzogen. „Das entlastet die ‚öffentliche Vernunft‘ nicht, sondern schadet ihrem Ansehen und schwächt ihre Funktion.“ (153) Diese moderne Abstinenz von der Gottesfrage sei in Zeiten einer sich

auflösenden Unterscheidung zwischen Privatem und Öffentlichem zudem kontraproduktiv, weil das Religiöse öffentliche und nicht nur private Auswirkungen habe. Der Versuch von Habermas, die religiösen Bestände in den öffentlichen Raum durch Übersetzungen zu retten, überzeuge letztlich auch Habermas nicht, weil die Vernunft selbst verkümmere, wenn sie ihre transzendenten Wurzeln verliere (166). Gott müsse weiterhin öffentlich gedacht werden. Aber auch D. will nicht in metaphysische Sprachspiele verfallen, sondern, bspw. mit Schelling, von der konkreten Wirklichkeit Gottes ausgehen und von dort aus dessen Möglichkeiten wirken lassen (181).

Anders als von einer Formalpragmatik auszugehen, die bei Habermas dem Diskurs die Regeln verleiht, will D. die das Menschsein verbindende Erfahrung von Bedeutungsräumen oder *meaning contexts* stark machen, mit denen Menschen „das gemeinsame Sinnuniversum“ der geteilten Welt bestimmen (202). Ob das gemeinsame Sinnuniversum ohne Formalpragmatik zu beherrschen ist, ob also das Urteilen nicht den strukturierten Diskurs voraussetzt, würde ich anfragen wollen. Jedenfalls wird eine Topologie der Urteilskraft entwickelt, die den Weg in das wechselseitige Verstehen zeichnet. Diese Urteilskraft erfordert nach D., das eigene Verstehen vom Verstehen anderer zu unterscheiden und auf *ein gemeinsames Drittes* zu beziehen (218).

Im abschließenden Teil dieser Studie wird das gemeinsame Dritte in Bezug auf die Demokratie als notwendig herausgestellt. Mit dem Dritten nimmt die gleiche Behandlung des Gleichen und Ungleichen eine Form ein, mit der die Gefahren der Undifferenziertheit und Beliebigkeit eingedämmt werden: „Alle sind von allen anderen in unterschiedlichen Hinsichten verschieden, aber als Bürger in Bezug auf dieses Dritte gleich.“ (227) Es wird nicht überraschen, dass diese gesetzte Denklinie auf eine theol. Pointe hinausläuft. Aber dabei werden durchaus überraschende Schleifen gezogen.

Nicht alles taugt zum Dritten, sondern es bedarf einer nicht verfügbaren, nicht negierbaren Bezugsgröße. Zunächst mag diese als das Menschsein oder das jeweilige Bürgerdasein bestimmt werden. Das Dritte kann aber auch als eine bestimmte Größe des Menschseins gefasst werden – als der Wunsch nach Sicherheit, nach Freiheit oder als der Tod dem Diskurs entzogen. Ist aber Gott ein politisches Drittes? Die Antwort ist klar: „Nein“ (243). Denn für D. ist die Lektion der Vergangenheit nicht zu verleugnen, eine religiöse Instanz oder Größe sollte in einem pluralverfassten Gemeinwesen keine einheitsstiftende Funktion haben. Diese führe zu unlösbaren Konflikten. Dagegen fragt er nach einem „Transzendenzindex“, nach der „Wirklichkeit, die sich keiner anderen verdankt und die niemand für sich instrumentalisieren kann“ (257). Gott wird somit als das ultimative Dritte der gesamten Wirklichkeit gedacht.

Die Studie ist ein im besten Sinne verfasster wissenschaftlicher Essay. Wie auch in anderen kürzlich erschienenen Büchern des Vf.s ist der Stil nicht kleinteilig, sondern ein fokussierter, argumentativer Beitrag. D. gibt eine Denklinie vor, mit denen Leser:innen das Werden der Argumente verfolgen können. Ob diese überzeugen, ist im pluralen Denkkontext weiter durchzuspielen. Die Figur des Dritten ist jedenfalls leistungsfähig, sie bestimmt gemeinsame Bezugspunkte, bleibt weltanschaulich offen und lässt gleichsam die Vernunft religiös atmen. Letztlich wird damit die wiederholt angemerkte Gefahr des Beliebigen und Undifferenzierten im demokratischen Diskurs, nicht behoben, sondern verlagert. Der plurale Zugriff auf das Dritte ist deutungsabhängig. Die konflikthafte Arbeit der öffentlichen Deliberation nimmt somit eher zu und bedarf kraftvoller, weltanschaulicher Institutionen, die sich der neuen Konstellation zwischen radikaler Individualität und sich auflösender Gemeingüter annehmen.

Über den Autor:

André Munzinger, Dr., Professor am Institut für Systematische Theologie mit Schwerpunkt Ethik des Fachbereichs Theologie der Universität Kiel (andre.munzinger@email.uni-kiel.de)